

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

191 (13.7.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Kitt

Ein Kriminalfall von R. Struppe

Der hüterlich aussehende Herr trat in den Juwelierladen von J. P. Jacobs und verlangte einen Damenzing mit einem runden, von kleinen Perlen umgebenen Opal. Dem Juwelier gefiel das; denn er liebte Kunden, die genau wußten, was sie wollten, und außerdem besaß er eben eine schöne Auswahl in Opalringen. Der Samiständer, an dem sie sich befanden, war im Schaufenster, und Jacobs nahm ihn herein.

Der Kunde nickte und sagte: „Ja, eben den habe ich gemeint, den mittleren von den fünf.“

„Er ist wohl der schönste von allen“, entgegnete der Juwelier und hielt ihn dem Kunden hin. Der betrachtete ihn mit unverkennbarem Interesse und sagte schließlich:

„Die Fassung ist zwar genau so, wie ich sie für meine Zwecke wünsche, aber ich sehe jetzt, daß die Farbe des Steines zu sehr ins Rötliche spielt... Ich habe nämlich“, fügte er zur Erklärung bei, „einen Ring meiner Frau, den ich zur Reparatur geben sollte, verloren und möchte mir durch geeigneten Ersatz gern ein Geständnis ersparen.“ Und er lächelte etwas hilflos.

Der Juwelier meinte, wenn die Fassung zufällig und glücklicherweise ganz dieselbe sei, dann werde vielleicht der Farbenunterschied nicht sehr auffallen, zumal sich zuweilen durch gründliche Reinigung eines Steines die Nuancierung zu ändern scheine.

Der Kunde gab das zu, verbarnte noch einige Sekunden in Unentschlossenheit und sagte dann: „Ich will doch versuchen, einen noch passenderen Ersatz zu finden. Wenn mir das nicht gelingen sollte, werde ich wieder auf diesen Ring zurückkommen.“

An der Tür wandte er sich nochmals um und sagte: „Wie ich gesehen habe, kaufen Sie auch Edelsteine an?“

„Gewiß. Doch momentan nur Brillanten und auch nur ganz gute Sachen“, antwortete Jacobs.

„Ich habe einen sehr schönen Einsteiner... Ich kann ihn ja nächstes Mal mitbringen“, meinte der Mann im Hinausgehen.

Am übernächsten Tag zur gleichen Nachmittagsstunde kam er wieder und erklärte, den Opalring kaufen zu wollen, da er in der ganzen Stadt keinen ähnlicheren habe finden können. Er prüfte an seinem kleinen Finger die Wette des Ringes und war damit zufrieden. Dann zeigte er dem Juwelier den mitgebrachten Einsteiner, den er verkaufen wollte.

Jacobs nahm den Stein unter die Lupe und besah ihn lange. Er war in der Tat außerordentlich schön und nicht sehr klein.

„Was soll der Stein kosten?“ fragte der Juwelier.

„Einhundert Mark“, antwortete der Mann mit ruhiger Bestimmtheit. „Ich kann ihn unter keinen Umständen billiger hergeben.“

Der Juwelier schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein“, sagte er. „Was glauben Sie, was für Steine ich um einhundert Mark verkaufe? Größere als dieser hier und auch „ersten Wassers“...“

Der Mann erwiderte nur: „Es ist ein Cullinan, einer von den sechshundertzehn...“

„Ein Cullinan, sagen Sie?“ Und Jacobs nahm den Stein nochmals unter die Lupe. „Es ist möglich“, meinte er.

„Ich habe die Befehlsanweisung der Londoner Goldsmiths Company.“

„Trotzdem... Auch für einen Cullinan sind einhundert Mark zu viel“, erklärte der Juwelier und gab den Stein zurück.

Ein überlegener oder spöttischer Zug im Gesicht des Kunden mochte Jacobs darauf gebracht haben, nochmals zu versichern:

„Ich verkaufe um weit geringeren Preis Steine, die Jörem Cullinan nicht nachleben dürften...“

Und er nahm aus dem Schaufenster einen Einsteiner. „Hier! Wollen Sie verzeihen? Neunhundert Mark! Und diese!“ — er hatte einer Kassetten zwei Ringe entnommen — „tausend Mark und zwöfhundert Mark. Aber dieser ist bei gleichem Feuer um ein halbes Karat größer als Ihr Cullinan.“

„Aber kein Cullinan-Schliff“, bemerkte der Mann trocken und sachverständig.

Noch ehe er seine Ringe wieder weggeräumt hatte, ging die Ladentüre und ein Postbote reichte rasch und vielleicht auch ein wenig unvorsichtig einige Briefe und Drucksachen herein. Ein schwarzer Brief lag oben auf, der den Juwelier veranlaßte, den Bruchteil einer Sekunde lang die Schriftzüge der Adresse zu besehen.

Inzwischen schälte der Mann einhundertdreißig Mark für den Opalring auf den Tisch und sagte mit gutmütigem Lächeln: „Ich glaube, wir werden anders nicht handeln.“

„Es tut mir leid“, erwiderte der Juwelier achselzuckend. „Wie gelast, sechshundert Mark wäre das äußerste, was...“

Er hielt plötzlich inne und griff nervös nach seinen Brillantsteinen. Einer der drei vorgelegten Einsteiner — der zu zwöfhundert Mark — fehlte.

Der Kunde blieb ganz ruhig und hatte gar keine Eile fortzukommen.

„Bitte“, sagte er mit seinem sympathisch-hilflosen Lächeln, „ich stehe selbstverständlich zu Ihrer Verfügung.“

Der Juwelier rief seinen Sohn aus dem Nebenzimmer und befahl ihm, im Laden zu bleiben und die Türe abzuschließen.

Der hüterlich aussehende Herr versicherte zwar, die Sachlage zu begreifen und in der Bornahme

einer Selbstuntersuchung keine persönliche Beledigung zu erblicken, aber er konnte sich einer nervösen Indignation doch nicht erwehren. Ganz natürlich; denn er hatte den Ring wirklich nicht, weder in einer Tasche oder Falte seiner Kleidung, noch an den Schuhschellen oder in der Ohrmuschel... .

Trotzdem — man konnte ihm nicht helfen. Da sich der Ring im Laden nicht mehr fand, mußte sich der Mann, der sich glaubwürdig als stellenloser Schauspieler auswies, einen Tag in posthume Gewahrsam begeben, bis man endgültig davon überzeugt war, daß er den Ring wirklich nicht bei sich hatte... .

„Wie war das nun, Herr Jacobs“, wandte sich Dr. Sly an den Sohn des Juweliers, „wer hat

kurz darauf, nachdem sich Ihr Vater mit dem Kunden entfernt hatte, den Laden betreten?“

„Niemand“, sagte der junge Jacobs zurück. Endlich fiel ihm ein, daß der Denschenbote Einlaß verlangt und das Telegramm von der plötzlichen Erkrankung des Großvaters gebracht habe... .

„Das fingierte Telegramm“, sagte Sly. Dann zeigte er auf einen kleinen Schmuckkasten, der sich unten an der vorspringenden Kante des Ladentisches befand. „Sie haben aber unverantwortlich immer noch diesen altnodischen Ladentisch“, sagte er zum alten Jacobs. „Der Vorsprung der Kante reizt doch förmlich dazu, ein Klümpchen Kitt anzubringen, um daran die Beute für nachkommende Telegraphenboten zu deponieren.“

Der Fahrschein

Es ist am späten Nachmittag. Die Straßenbahn summt durch den heißen Tag. Gelangweilt und abgepaßt sitzen die Fahrgäste an den Fenstern und dösen. Keiner beachtet den andern. Sie blicken nicht einmal auf, wenn der Schaffner kommt. Ganz langsam reihen sie ihm das Geld oder das Fahrschein ein und stecken die Bettelstücken achlos ein. Manche drehen auch Tüten und Würstchen daraus und spielen damit. Es ist eine Affenszene im Wagen.

„Sonst noch jemand ohne Fahrschein?“ murmelt der Schaffner eintönig nach jeder Haltestelle, auch wenn niemand eingestiegen ist. Hinterher späht er und kneift die Augen so fest zusammen, daß er mehrmals ins Leere greift, wenn er die Klingelleine sucht. Fast weiß glänzt die StraÙe im Sonnenlicht.

Dunkel und kühl steht plötzlich ein Mann in der offenen Wagentür, wirft die Hand schnell an die Mütze, wirft auf den Fußboden, fahrt nach der Decke und zieht das Fahrschein heraus, blüht über die Kratzsäulen und schreit gemessen und würdig durch den Wagen. „Sonst noch jemand ohne Fahrschein?“ ruft der Schaffner gewichtig laut und verneigt das Gähnen.

„Bitte die Fahrschein!“ Der Kontrolleur hält Buch und Bleistift bereit und lauert lebenswichtig ab. Die Fahrgäste sind erwacht und grabeln in Westen und Taschen umher. Einige suchen den Boden ab und haben schon puterrote Köpfe. So ist ganz plötzlich viel Leben im Wagen trotz des Nachmittags und trotz der Hitze. Und wer sein Bettelstücken endlich gefunden hat, atmet befreit auf und blickt behaglich teilnahmlos auf das ältliche Mädchen, das wie ein Dadel in seiner Handtasche kratzt und scharrt und sonderbare Dinge hervorwühlt, nur den Fahrschein nicht.

Der Mann mit dem Bleistift hüftelt schon und nickt, wie Staatsanwälte hüfteln und nickten, wenn der Angeklagte seine Anschuldung beteuert. Das

Mädchen schluchzt bereits und kämpft mit Tränen und zuckt mit den Schultern und blickt sich hilflos um. Ein Papierröllchen fällt ihr vor die FüÙe. Sie hat es nicht gesehen. Einer blickt sich danach. Es ist ein ältlicher Fahrschein. Der Kontrolleur blickt streng in lauter frohe Gesicht. — Als er gegangen ist, bleibt noch lange ein Lächeln im Wagen.

Kleiner Hafen

Die Meute der Schlepplähne liegt an der Leine festgebunden. Wie kleine Schwärme: aber das schöne Gefieder ist ausgelöscht.

Der braune Himmel wölft seine Sterne. Es ist spät. Kein Uhrzeiger geht mehr weiter. Und ein Kran hat sich die Glieder verrenkt.

Der Lagerknecht, gekränkt, übernachtig, starrt die Nacht an.

Die Häuser haben, im Licht des Himmels, nur eine Kehseite. Als müÙe ihr altes Gesicht die Zeit verschlafen.

Ueber den Eisengestellen Will ein Schlot sich brüsten. Er sei ein Baum, dessen Aeste glühend zum Meißel stehen.

Unten sind alle Reste erstarrtes Schweigen.

Ottoheims Sohn.



60. Fortsetzung

Dann warf ich die Waffe weit in den Fluß. „Aber ich will nicht. Keiner von denen, die ich da oben leben und hören durfte, wäre wert, daß ich eine Todflunde besinge. Du siehst: nie war ich ruhiger als jetzt!“

Herr Anter ließ die Arme sinken, sprang zur StraÙe zurück und kühlte sich geborgen. Da ich mich langsam näherte, lief er fort, blieb wieder stehen: „Du bist die längste Zeit in Mostheim a' wese!“

Nach drei Sprüngen stand ich vor ihm. Da floh er wieder, aber ich setzte ihm nach und trat ihn so gut zwischen die Baden, daß er kopfüber in die Pfützen stürzte. Mein Hüftgelenk hatte sich ausgekugelt.

„Als Vorschuß und zum Abschied, Adam. Verzeihe mich, ich will verhaften oder ausweisen: Für mich stehen zehn auf. Und wenn diese fort sind, kommen wieder hundert für die zehn. Das wird so weiter gehen, bis von dir und deinen Leuten kein Schwanz mehr übrig ist.“

Der Gastwirt schonte, wollte aufstehen, fiel wieder in den Morast. Da half ich ihm. Aus Mitleid. Er rieb sich die Weichen und andere Teile.

„Da waschen keine Haare mehr, Adam!“ Er wollte weiter, ich blieb an seiner Seite, weil er immer noch in die Knie sinken wollte. Er war ja Vater, und die Autos der Franzosen legten hier alle Augenblicke vorüber.

„Mensch, Adam, hast du kein Ehrgefühl!“

Da er schallend auflachte, schien die Kanaille in ihm noch wenig kuriert.

„Geh, dafür kann ich mir nix kaufen!“

Nun hatte ich mein Fett. Die Antwort der neuen Zeit.

Da sich der Stöhnende auf einen Kilometerstein setzte, wo er allenfalls noch mit Schlamm bedeckt werden konnte, ging ich meiner Wege und überließ ihm seinem Gewissen. Auch machte ich mir Sorge um die Blut des Rheins, obwohl ich für das Schicksal der Ponte nicht zu haften brauchte. Philipp Weber hielt zwar Wache, wenn aber das Schartau noch weiter gelodert werden mußte, konnte seine Treue wenig nützen.

Ich hielt mich auf der rechten StraÙenseite, wo der Matadom nicht schlammig war. Hier konnte ich im Trab laufen, um schneller am Ziel zu sein.

Philipp Weber sah brav auf einem Geländebalken und rauchte Pfeife. Froh war er, mich endlich zu sehen, seine Jacke troff, sein Atem roch nach billigem Tabak.

„Hat es gut gegangen, Philipp?“

„Bis ebe schon, Manes, aber morgen wird es toll werde. Der Rhein steigt weiter, der macht's jetzt wie unser Geld!“

Ich prüfte die Troffen und Ketten, sie waren verdächtig stramm. Ich schlug aufs Schartau,

da muÙten hint einige Meter aus der Winde. Philipp Weber half mir, aber auch in seinen Fingern sah ein nasser Frost.

„Wie ist es nun mit der Eisenbahn, Philipp?“

„Weiß nit. Wir Weichensteller kriegen allemal. Sollte wir für die Militärkiste schaffen? Fällt uns garnit ei. Da hadde se immer uff de Preuke a'wertet, die Franzose sin viel schlimmer!“

„Ich muß dir was sagen Philipp!“

„Ich weiß schon, was du sage willst...!“

„Nun?“

„Ich soll aus'weise werde, gell?“

„Ich glaube es, Philipp. Bedank' dich dann beim Adam Anter!“

Der bager Eisenbahner rief sich die Pfeife vom Schnäuser und klopfte sie in den Händen aus: „Geh, der Adam auch...?“

Ich nickte, Philipp Weber verließ schweigend die Ponte, trollte auf den Damm, verschwand in der Finsternis.

Da es schon sechs Uhr schlug, legte ich mich nicht mehr ins Bett. Maria und der Junge wären wach geworden, wenn die Matraße geknirscht hätte. Ich ließ die Schlafenden in ihrer goldenen Abnungslosigkeit, schlich auf Sohlen durch den Keller, setzte Kaffeewasser auf. Bode, unser Mostdadelinscher, glökte mich schnüffelnd an und pennte dann, die kleine Schnauze auf die Vorderpfoten dudend, zufriedengrünend weiter. Er bewachte jetzt denselben Korb, der für Sebastian zu eng geworden war.

Auch den nächsten Tag mußte ich feiern, der Rhein kletterte schon den Damm hinauf, kein Schiff wachte sich aufs Wasser, zur FäÙe konnte ich nur in hohen Kanalfesteln. Stieg der Strom — es wurde neues Hochwasser gemeldet — nur noch zwanzig Zentimeter, dann schwammen in Mostheim alle FäÙer weg, die vor den Türen der Küfer

standen. Welche Ausichten für meinen Keller, der am ersten ertrinken würde!

Ich ging ins Dorf, um meine Nachbarn zu warnen. Die taten aber sorgloser als ich und vertrauten auf die Erfahrung, daß der Rhein seit vierzig Herbst nicht über den Damm gepöÙt habe. Die Mostheimer hatten andre Sorgen: Viele schworen, die Herrschaft der Sonderbändler sei beschlossens Sache, kein Gott könne das ändern, die Franzosen gäÙen schon Waffen an das Gefindel aus. Und der alte Pastor wollte im drohenden Hochwasser ein Strafgericht gegen die Rheinkranken erkennen. Darum predigte er mit erhobenen Finger: „Herr Himmerod, Herr Himmerod, der Prophet Moseadhi hat geschrieben: Ich will heimsuchen die Zauberer, Ehebrecher und Meineidigen, so sie Gewalt und Unrecht antun den Tagelöhnern, Witwen und Waisen —!“

Das wächserne Gesicht des Alten suchte schmerzhaft, als er den Finger wieder sinken ließ und meinte: „Und wenn es viele Schuldlose trifft, was soll ich tun, wenn meine Beter nur noch an die Macht des Teufels glauben?“

„Zum Kampf rufen, Hochwürden!“

Er seufzte: „Ich darf es nicht!“

„Der Haspinger hat's gekonnt, der Vater Rotbart von Trol!“

„— und ist unfriedlich gestorben, Herr Himmerod!“

Ich ging in die Häuser der Winzer und tat das meinige, daß jeder an die Macht des Teufels wenigstens so lange glauben sollte, bis seinen Kostgängern das Schießpulver naÙ wurde. Wohin ich kam, traf ich festliche Stimmung: Der Hufschmied zeigte mir seinen Zuschlaghammer, der OchsenmeÙer sein Beil, der Turnerlehrer seinen Biceps. Sogar der fleißigste Schuster schürzte den Priem auf dem SchleiÙstein, damit er glatter durchs Leder ainge.

(Fortsetzung folgt.)